

region of the Freetown Peninsula. In contrast with the literature emphasizing the conservatism and trans-ethnic integrative functions of Poro, Sherbro people have “reinvigorated” the society as both a claim to autochthony and a means of livelihood by presenting Poro rituals and ceremonies for tourists. Ménard argues that the collective meaning of Poro membership has shifted to a more spiritual basis even as the Sherbro have lost political and demographic power in their home region. Also in Sierra Leone, Anne Menzel (77–98) and William P. Murphy (99–122) address the patron/client relations whose “breakdown” have been offered as both the cause and consequence of the civil war. Both authors suggest that while external observers, including NGOs, continue to see patronage systems as a central “problem” in post-war recovery, local residents identify other structural features, such as entrenched poverty or lack of kin and spousal reciprocity, as more important constraints. Beyond encouraging powerful outsiders to read these articles, however, it is unclear how these insights will lead to policy innovations. David O’Kane’s article (291–307) makes the important theoretical point that anthropologists and other analysts, following Foucault, have placed too much emphasis on the role of the state in determining and monitoring formal policies, while ignoring ethnographic evidence of how other actors (including “patrons” and “clients”) work together to produce specific outcomes.

Moving beyond the Sierra Leone context, David Brown (125–143) examines how narratives of rural agricultural “collapse” haunt development planning in Liberia, even in the face of no evidence that agrarian communities were fractured by either environmental pressures or generational tensions in the immediate period before the war. His analysis echoes that of Martin Evans (169–186), which concerns similar explanations for the decline in wet rice production in Casamance. Both argue for the value of a longer historical perspective while bemoaning the tendency of NGOs and development planners to prefer simpler, mono-causal explanations. Other authors address such topics as attempts to control the trafficking of small arms (Niklas Hultin, pp. 309–330), host/guest relations in Côte d’Ivoire (Katharina Heitz Topka, pp. 247–267), national road building projects in Liberia (Jairo Munive, pp. 271–289), and various ways in which identity is constructed for political purposes (Markus Rudolf, Sylvanus Spencer, and Christoph Kohl). The chapter by Benjamin N. Lawrence, on asylum claims based on gender-based violence, seems something of an outlier in this volume.

Collectively, these essays constitute a body of knowledge that policy planners working in the Upper Guinea Coast region *should* know about and include in their work. The authors and editors do not specifically address, however, the challenges of actually transferring this knowledge and making sure it is integrated into the policy process.

Mary H. Moran (mmoran@colgate.edu)

Huber, Vitus: Die Konquistadoren. Cortés, Pizarro und die Eroberung Amerikas. München: C. H. Beck, 2019. 128 pp. ISBN 978-3-406-73429-8. Preis: € 9,95

Der Historiker Vitus Huber legt unter dem Buchtitel “Die Konquistadoren” eine kompakte Darstellung der Geschichte der ersten achtzig Jahre der kolonialen Expansion Spaniens in den Amerikas vor. Als Eckpunkte des besprochenen Zeitraums können die erste Reise des Christopher Kolumbus und die Promulgation der *Ordenanzas de descubrimiento* durch König Philipp II. im Jahr 1573 dienen (121). Der Untertitel “Cortés, Pizarro und die Eroberung Amerikas” mag suggerieren, dass der Fokus des vorliegenden Bandes auf einer detaillierten Darlegung der Biografien der bekannten Eroberer und des militärischen Geschehens liegt. Dies ist jedoch in dieser eingeengten Form nicht der Fall. Das Buch ist in fünf Kapitel aufgeteilt, die jeweils fein untergliedert sind. Das erste Kapitel ist den Fahrten des Kolumbus und den ersten Inbesitznahmen in der Karibik gewidmet. Es überblickt somit die Zeitspanne von 1492 bis 1519. Das zweite Kapitel befasst sich mit der Zerschlagung des aztekischen Dreibundes durch die Konquistadoren und mit der darauf folgenden Etablierung des spanischen Kolonialsystems in Mexiko. Der Autor zeigt dabei auch auf, wie hierfür auf ältere Herrschaftsstrukturen der Azteken zurückgegriffen wurde. Zeitlich gesehen stehen in diesem Kapitel somit die Jahre zwischen 1519 und 1531 im Mittelpunkt. Das dritte Kapitel stellt die Eroberung des Inkareiches dar und die Errichtung der Kolonialherrschaft im Vizekönigreich Peru, wobei der Autor auch die gewaltsam ausgetragenen Konflikte zwischen den unterschiedlichen Konquistadorenfraktionen nachzeichnet. Der Blick ist auf die Jahre zwischen 1531 und 1572 gerichtet. Das vierte Kapitel thematisiert die unterschiedlichen Rollen, die christliche Missionare im Prozess der Landnahme und kolonialen Durchdringung der eroberten Länder einnahmen und das Scheitern von Erkundungs- und Eroberungszügen. Das Kapitel ist somit vom chronologischen Schema abgelöst. Hinsichtlich der Missionare versteht es Huber, deren Wirken darzustellen, ohne in Polemik oder Überhöhung zu verfallen. So betont er, dass sie verschiedene Rollen einnahmen, “die vom erwähnten Aufseher und Kritiker über den Beschützer der Indios bis zum Unternehmer und Finanzier reichten. Des Weiteren waren sie aber auch als eine Art Diplomaten und Berater, Feldkaplane und Seelsorger, als Kirchenbauer und Amtmänner, Pioniere und Utopisten, als Erzieher und Forscher sowie Übersetzer und Chronisten tätig”, und füllten vielfach mehrere dieser Rollen gleichzeitig aus (85f.). Der Verweis in diesem Kapitel auf die aus spanischer Perspektive fehlgeschlagenen Expeditionen erscheint wichtig, nicht nur um das historische Bild von der spanischen Präsenz in den Amerikas zu vervollständigen, sondern um auch auf einen anderen Punkt hinzuweisen. Dem Prozess der Conquista lag, wie der Autor wohl begründet aufzeigt, eine Dynamik des “mehr” zugrunde. Diese führte bei nicht wenigen Konquistadoren zu einer Überschätzung der eigenen Stärke und Hand-

lungsmöglichkeiten. Das fünfte Kapitel befasst sich mit der Geschichtsschreibung über die Conquista. Hierbei ist festzustellen, dass diese im 16. Jh. einsetzte und schon von Protagonisten der Eroberung selbst betrieben wurde. Dabei ist zu beachten, dass sich sowohl die Überhöhung der spanischen Eroberer als auch deren grundlegende Verdammung bereits in der frühen Historiografie finden lässt. Huber arbeitet die Hintergründe und Aussageintentionen der unterschiedlichen Geschichtsschreiber heraus und macht diese auch für fachfremde Leserinnen und Leser durchsichtig. Gleichzeitig weist er auf, wie die frühe Geschichtsschreibung nachwirkte und in einen späteren Überlegensdiskurs überführt wurde, der versuchte aufzuzeigen, warum Europäer so rasch indigene Reiche Amerikas unterwerfen und dort eine Kolonialherrschaft etablieren konnten. Innerhalb dieses klassischen Überlegensdiskurses wurde dies mithilfe bestimmter, Europäern zugeschriebener Eigenschaften zu erklären versuchte.

Der Überblick zeigt bereits, dass Huber den Spuren seines im Jahr 2018 veröffentlichten Bandes „Beute und Conquista. Die politische Ökonomie der Eroberung Neuspaniens“ und dessen analytischen Zugang folgt. Dieser besteht darin, die Darstellung in sozioökonomische Fragestellungen einzubetten. Huber nimmt die sozialen Hintergründe der Konquistadoren und ihre Motivationen vor dem Hintergrund der damaligen politischen Situation in Spanien und den eroberten Territorien in den Blick. Als zentrales Deutungskonzept dient ihm ein als „Gnadenökonomie“ bezeichnetes Herrschaftssystem, das die spanischen Könige der frühen Neuzeit praktizierten und vor dessen Hintergrund er das Handeln der Konquistadoren interpretiert. In seiner Darstellung zielt er nicht nur auf die Anführer ab, sondern es geht ihm insbesondere um die typischen Teilnehmer eines solchen Eroberungs- oder Erkundungszuges. Hierbei betont er, dass es sich bei diesen nicht um Berufssoldaten im eigentlichen Sinne gehandelt habe, wie sie als Söldner auf den europäischen Schlachtfeldern, etwa in Italien, kämpften, sondern dass sie „meist ein Handwerk erlernt oder sich als Diener, Händler oder Seemann betätigten“ hatten und aus dem Südwesten Spaniens oder aus Alt- und Neukastilien stammten (30f.). Andere Herkunftsregionen bildeten eher die Ausnahme, wobei sich vereinzelt auch Nichtspanier unter ihnen finden lassen. Hinsichtlich der vertretenen Berufsgruppen ist festzustellen, dass die Zahl der vormaligen Bauern unter ihnen gering war. Hubers Ansatz, den Blick nicht nur auf die Anführer zu lenken und auch Statusunterschiede innerhalb der Konquistadorengruppen aufzudecken, die sich etwa in der jeweiligen Ausrüstung zeigte (31), drückt sich auch darin aus, dass er auf subalterne Gruppen hinweist. So erwähnt er nachdrücklich Sklaven und Sklavinnen, die in diese Unternehmungen eingebunden waren (39). Gleichzeitig besteht das letztlich innerhalb der historischen Forschung allgemein bekannte Problem, dass die Quellenlage immer spärlicher wird, je niedriger der Status einer Bevölkerungsgruppe ist.

Huber gelingt es in seinem Buch, nicht nur einen allgemeinverständlichen Überblick über die erste Phase der Etablierung des spanischen Kolonialsystems in den Amerikas zu bieten, sondern er wendet auch einen Interpretationsansatz konsequent an, der zu einem besseren Verstehen der historischen Vorgänge beiträgt. In seiner Darstellung werden auch unterschiedliche Dimensionen des Unterwerfungsprozesses angesprochen, wie etwa die politische, die wirtschaftliche, die soziale und die religiöse Komponente. Die Ausrichtung, den „einfachen“ Konquistador, Frauen unter den Konquistadoren und subalterne Akteure, wie Sklaven, ausdrücklich in der Darstellung zu berücksichtigen, hebt das Buch von vielen älteren Darstellungen der Conquista ab. Huber nennt, wenn er auf bestimmte Interpretationen oder Formulierungen Dritter zurückgreift, direkt die Autorinnen bzw. Autoren. Leider findet sich nicht immer, wie im Falle von Pierre und Henriette Chaunu (z. B. S. 23), im Literaturverzeichnis ein korrespondierendes Werk verzeichnet. Auch finden sich als direkte Zitate ausgewiesene Stellen ohne genaue Quellenangaben (z. B. S. 72). Dies scheint jedoch dem populären Format des Buches geschuldet. Abschließend ist festzustellen, dass der Autor es geschafft hat, auf 128 Seiten nicht nur eine Fülle von Informationen zusammenzutragen, sondern diese auch in gut lesbarer Form zu präsentieren. Die beigefügten Karten und Abbildungen runden das Buch ab. Die Darstellung und der zugrunde gelegte Interpretationsansatz lassen indigene Perspektiven auf die spanischen Eroberungsunternehmungen aber wenig zu Wort kommen, wobei sich dies bereits im Titel widerspiegelt und somit nicht zu viel versprochen wird. Vielleicht könnte der C. H. Beck Verlag auch einen komplementären Band herausgeben, der indigene Perspektiven auf die Conquista und Akteure des indigenen Widerstandes in den Mittelpunkt der Darstellung rückt.

Harald Grauer (library@anthropos.eu)

Kaul, Adam, and Jonathan Skinner (eds.): Leisure and Death. An Anthropological Tour of Risk, Death, and Dying. Louisville: University Press of Colorado, 2018. 313 pp. ISBN 978-1-60732-728-8. Price: \$ 36.95

At first blush, the pairing of leisure and death in the title of this edited collection may strike readers as counter-intuitive, even frivolous. But as anyone who has followed the precipitous career of rock-climbing legend Alex Honnold can appreciate, rather than being antithetical, death and the pursuit of leisure have long intersected. On June 3, 2017, Honnold became the first person to scale a sheer 3000-foot granite wall on El Capitan in Yosemite National Park without a rope or any other form of protection. One misstep, one moment of inattention, and Honnold would have plunged to his death.

“Leisure and Death” provides readers with a plethora of interpretative frameworks for people’s leisurely flirtations with dead – whether accidental or willed – in a broad array of ethnographic contexts. From explorations of mortuary tourism in Indonesia to cliff jumping in the